

# Warum verändert sich die Sprache? [Fortsetzung]

Autor(en): **Gauchat, Louis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **2 (1908)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751110>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Publikation des eidgenössischen hydrometrischen Bureaus, dessen Autorität ich beim besten Willen nicht unter diejenige des Herrn Jegher stellen kann, entnommenen) Angaben über den Reichtum in unsern Wasserkräften einen schönen Traum nennt. Solange er einen lediglich zur Vergleichung in Geld ausgedrückten volkswirtschaftlichen Wert mit dem Verkaufswert identifiziert, halte ich eine erspriessliche Diskussion über nationalökonomische Fragen für ausgeschlossen.



## WARUM VERÄNDERT SICH DIE SPRACHE?

(Fortsetzung.)

Es besteht eine weitere Quelle innerer Sprachdifferenzierung. Unsere Vorstellungen sind nicht nur aus vielen Elementen zusammengesetzt, sondern sie sind oft unbestimmt. Durch das Gespräch gewinnen sie erst bald diesen, bald jenen Wert. Versucht man eine Vorstellung zu isolieren und zu definieren, so gelangt man oft zu den widerspruchsvollsten Resultaten. Ich erinnere mich einer Logikstunde im Berner Gymnasium, wo wir mitsamt dem Lehrer nicht imstande waren, den Begriff Tisch klarzulegen.

Eine Ahnung der ganzen Mannigfaltigkeit der Bedeutungsentwicklung ist uns erst aufgegangen, seitdem nach Professor Tappolet's Vorgang onomasiologische Studien über einzelne Begriffsgruppen, wie die Verwandtschaftsnamen, die Körperteile etc. unternommen wurden. Da erst wurde man inne, ein wie grosser Teil des lateinischen Wortschatzes aufgegeben, umgeformt wurde und welche zahlreichen Quellen in Schriftsprachen und Mundarten verjüngend sprudeln. Eine andere Art der Beleuchtung des Problems zeigen Studien, wie die tief ins Wesen der Bedeutungsgeschichte eindringende Schuchardt's über cochlea (Schnecke) und alle seine romanischen Vertreter. Da sehen wir immer wieder neue Bezeichnungen aus cochlea und seinen Derivaten entstehen. Sie bedeuten: Spirale, Schale, Scherbe, Rinde, Becher, Scheitel, Scheibe, Nacken, Kopf, Schote, Kern, Stein, Krug, Kreisel, Zapfen,

Gallapfel, Kugel usw. Wie ein Zauberer lässt Schuchardt mit seiner Wünschelrute ganze Heerscharen von Bedeutungsschüben aufmarschieren. Wieder anders hat Gilliéron das Wortablösungsproblem aufgefasst. Er verfolgt mit Hilfe seiner prächtigen Karten die Verbreitung der Wörter und verwandelt durch gedankenvolle Interpretation das lokale Nebeneinander in ein chronologisches Verhältnis. Wort um Wort wird so in seinen verschiedenen Lebensetappen studiert. Hierbei drängt sich die Frage nach der Ursache jedes Bedeutungsschubes, jedes Wotersatzes auf. Mehr als bei den früheren Forschungsmethoden kommt hier das biologische Prinzip zu sieghaftem Durchbruch. Nur auf diesem Wege werden wir eine befriedigende, annähernd lückenlose Geschichte des galloromanischen Vokabulars erhalten. Jede der 2000 Karten bietet Material für eine Wortbiographie. Welcher Schatz von sprachlichen Vorgängen kann hier gehoben werden! Nur eins ist bedauerlich: dass die Information an der Grenze gegen Italien und Spanien Halt macht. Werden sich nicht Mäcene finden, die die Ausarbeitung eines ähnlichen Werks in den Nachbarländern oder noch lieber in der ganzen Romania ermöglichen?

Noch andere haben wie Rolland in seiner *Faune und Flore populaire* oder Riegler in seinem neuen nützlichen Buch *Das Tier im Spiegel der Sprache* mit bewunderungswürdigem Fleiss Zusammenstellungen der Benennungen der Tiere und Pflanzen und alles dessen, was das Volk von ihnen sagt, gemacht und damit reichen sprachpsychologischen Stoff dargeboten. Tiefer, aber nicht immer mit grossem Geschick, versucht der Rumäne Sainéan in seinen zwei Schriften über *Création métaphorique* in die Ideenassoziationen einzudringen, die sich an einige Tiere knüpfen. K. Jaberg hat mit Scharfblick die verschiedenen Formen der Bedeutungsverschlechterung im Französischen erforscht. Damit sind die Grundlinien für eine viele Jahrzehnte ausfüllende fruchtbare Forschung gelegt. Viele neue Gesichtspunkte werden die Folge dieser Tätigkeit sein. Gross angelegte, weite Landstriche umfassende Dialektwörterbücher werden, auch wenn sie nur Rohmaterialien enthalten, dabei unschätzbare Dienste leisten.

Nicht ohne triftige Gründe ist in neuerer Zeit, besonders vonseiten Schuchardt's und Meringer's mit Nachdruck der Wunsch geäussert worden, die Wissenschaft möchte sich fortan weniger

mit der äussern lautmechanischen Seite der Sprachentwicklung und dafür umso mehr mit den zu wenig untersuchten Bedeutungsproblemen der innern Sprache beschäftigen. Ein Gewinn für sie und die Wissenschaft zugleich ist es, wenn einige jüngere Forscher dadurch von der etwas mathematisch-abstrakten historischen Grammatik weggelockt und hinausgeführt werden in die bunte, überreiche Welt der Dinge; dass sie versuchen, die sprachlichen Probleme im Zusammenhang mit dem Leben zu erfassen. Nach einer Zeit starker, wohlthätiger Konzentration um die Lautgeschichte ist die Zeit gekommen, wo die neuere Philologie wieder mit andern Wissensdisziplinen Fühlung sucht.

Es handelt sich darum, jetzt eine Zeit lang im Gebiete der assoziativen Sprachvorgänge Erfahrungen zu sammeln, Parallelen für bestimmte Ideenübergänge zu notieren. Dass sich daraus einst Normen, das heisst präzisere Entwicklungsbahnen für Bedeutungsverschiebungen ergeben werden, bezweifle ich durchaus nicht. Ich erinnere mich wohl an Worte gewisser Philologen, welche noch glaubten, jeder Laut könne in jeden andern Laut übergehen. Heute wird die Entstehung jeder romanischen Sprache an bestimmten Regeln erläutert. Die Vergleichung ähnlicher Vorgänge hatte zur Entdeckung einer Reihe von sogenannten Gesetzen geführt. Ebenso wird sich mit der Zeit ein genaueres Wissen der innern Sprachvorgänge ergeben. Mit zwei Beispielen möchte ich zeigen, was ich meine.

Schuchardt, der sich in letzter Zeit viel mit Fischereiausdrücken beschäftigt hatte, merkte sich, dass viele Bezeichnungen des Netzes von allgemeinen Ausdrücken für Gewerbe, Geschäft herzuleiten sind; so entstehen zum Beispiel aus *ars*, *artis* im Französischen, Spanischen, Portugiesischen bestimmte Ausdrücke der Fischerei, oder *ingenium* wird zu *engin*, das mit Vorliebe für Fischereigerätschaften verwendet wird, oder *ministerium*, das als *métier* gewöhnlich den Webstuhl bezeichnet, wird auch mit dem Fischen in Zusammenhang gebracht; ähnlich erscheint Spanisch *guadana*, das zunächst Gewinn, dann Sense bedeutet, oder althochdeutsch *arunti*, Geschäft, das im Slavischen für Werkzeug gebraucht wird, oder dänisch *noering* für ein bestimmtes Heringsnetz, aus dem allgemeiner Nahrung, Erwerb. Das alles bestärkte Schuchardt in der Ansicht, dass der oberita-

lienische Netzname *negossa* von *negotium* abzuleiten sei. Salvioni machte dagegen phonetische Einwände, die sich aber in der Folge als haltlos erwiesen. Da hatte das feste Gefüge einer Bedeutungserfahrung über die Lautgesetze gesiegt. Wir haben es hier noch nicht eigentlich mit einem Gesetz zu tun, aber wie oft muss man sich in der Wissenschaft mit der Erkennung dessen, was möglich ist, begnügen. Oder wenn wir beobachten, dass in verschiedenen Sprachgebieten die Wanze als das Tier angesehen wird, das in der Wand lebt, so im Deutschen Wandlaus, woraus Wanze, holländisch *wandluis*, englisch dialektisch *wallowse*, dänisch *vaeggelus*, tschechisch *stenice* (von *stena*, Wand), so werden wir, ohne uns einen Moment zu besinnen, die waadtländisch-freiburgischen Ausdrücke *parianna*, *pariola* von *paries*, Wand, ableiten, und das neuenburgische *tafion*, Wanze, mit deutschem Tafel, Getäfer in Zusammenhang bringen. Daraus ergibt sich die allgemeine Regel, dass bei Neubenennungen der Tiere ihre Aufenthaltsorte als Ausgangspunkt dienen können.

Wichtiger als solche vereinzelte Berührungslinien von Begriffen sind allgemeine Grundgesetze, wie diejenigen, dass gleich- oder ähnlich klingende und bedeutungsverwandte Ausdrücke sich leicht assoziieren und beeinflussen. Wir können das täglich in der Kindersprache beobachten, aber auch an uns selber. Auf Homonymie können die sonderbarsten Vorstellungen beruhen. Die Assel hat im Französischen nach einer Reihe von Verdrehungen von *scolopendra* den Namen *cloporte* erhalten, was die Vorstellung, dass sie die Türe schliesse, erweckte, den poitevinischen Namen *ferme à clé* für das Insekt veranlasste, und die scherzhafte Übertragung des Ausdrucks *cloporte* auf den Portier. Heiligennamen sind mit ähnlich klingenden Krankheitsnamen oder Bezeichnungen von Körperteilen zusammengebracht worden. *Saint Genou* (*Genulphus*) soll Gelenkwassersucht im Knie heilen, *Saint Clou* (*Clodoaldus*) eitriges Geschwür (des *clous*), *Saint Mamert* soll für die Brüste (*mamelles*) gut sein, etc. Über das Versprechen und Verlesen haben wir ein unterhaltendes Buch mit wissenschaftlichem Hintergrund von Meringer und Mayer, wo die verschiedenen Schemata für allerlei Vertauschungen angeführt werden. Es werden Fälle vorgebracht, die man nicht für möglich gehalten hätte, wie Reidflinsch statt Rindfleisch, ein

zwecktischer Prak statt praktischer Zweck und dergleichen. Alle diese Vorgänge stellen nicht eine Art Straucheln der Sprechwerkzeuge dar, sondern sind psychisch begründet. Sie beruhen wohl auf der Inkongruenz des rascheren Denkens und des langsameren Formens der Rede. Die Beispiele zeigen, da die Quellen angegeben sind, wie oft in gebildetem und gelehrtem Munde so was vorkommt, wie zum Beispiel ein Professor in einer Vorlesung immer *malarium plasmodiae* statt *plasmodium malariae* sagte. Was uns besonders interessiert, sind nicht die genannten mechanischen, auf Leitungsstörungen zwischen dem Gehirn und dem Mund beruhenden Verwechslungen, sondern die Fälle von sogenannten Kontaminationsbildungen. Einem Professor passierte der Lapsus: Das Wasser verdumpft, in welcher Form verdampft und verdunstet kontaminiert sind. Ähnliches ist: Die Sache ist kein Sperz, aus Scherz und Spass; *donnez-moi les rides*, sagte eine junge Dame, indem sie *guides* und *rênes* mengte. Die Fälle haben ihre Wichtigkeit, weil ein solcher Verstoss sich öfters wiederholen und zuletzt zu einem bleibenden Bestandteil der Sprache werden kann. Bekannt ist das ämilianische Verb *cminzipià*, das ein Gemisch von *cominciare* und *principiare* darstellt. Ein hübsches Beispiel von zwei Wörtern, die einander gegenseitig beeinflussten, liefern die französischen Ausdrücke *fraise* und *framboise*. Das erstere hiess einst *fraie* und erhielt sein *s* von *framboise*, und dieses hiess einst *bramboise* und erhielt sein *f* von *fraise*. Diese Erscheinung ist im sprachlichen Leben viel häufiger, als man denkt, besonders im Gebiete der Flexion, wo man den Vorgang Analogie nennt. Allerlei Gefahren lauern rechts und links auf ein Wort, das unbekümmert seinen Weg geht. „Combien faut-il de barbarismes“, ruft Henry aus, „pour former une langue polie et littéraire.“

Die Kontaminationen beweisen, dass die Wortbilder im Gehirn nicht chaotisch, sondern in akustischen und logischen Verbänden aufbewahrt werden. Das geht besonders deutlich aus dem Verhalten der infolge einer Läsion des Gehirns von Aphasie, das heisst Sprachlähmung, betroffenen Personen hervor. Die physiologischen Beobachtungen, die über die Rückkehr des Worts gemacht wurden, sind vom grössten Interesse für den Philologen. Häufig gebrauchte Wörter tauchen zuerst wieder auf.

Serienwörter, wie die Namen der Wochentage, die Zahlen etc. erscheinen alle miteinander, die Verba kommen zunächst im Infinitiv zum Vorschein. Das macht uns begreiflich, dass zum Beispiel *janvier* unter Einfluss des mit ihm fest assoziierten *février* in vielen Mundarten zu *janvri* wird, oder *septante* ein *huitante* hervorruft, und sehr vieles andere mehr. Besonders eng sind die Gegensätze verbunden, zum Beispiel *sinister-dexter*, woraus zum Beispiel im Spanischen und Rätoromanischen *sinexter-dexter* entstanden ist. Leider sind die Resultate der Erfahrungen mit an Aphasie Erkrankten noch wenig linguistisch verwertet worden. Dasselbe gilt von den Beobachtungen über Sprachbildung beim Kinde. Da sollte die Forschung ganz bedeutend einsetzen.

Seit einigen Jahren werden Assoziationsprozesse an Hand psychologischer Experimente gemessen. Den Anstoss dazu gab die gemeinschaftliche Arbeit eines Psychologen (Marbe) und eines Sprachforschers (Thumb). Die Versuche bestehen darin, dass Versuchspersonen Wörter zugerufen werden, auf welche sie möglichst schnell mit dem nächsten ihnen in den Sinn kommenden Worte zu antworten haben. So ergeben sich die Assoziationen Vater — Mütter, schwer — leicht, binden — finden oder binden — Strick etc. Zugleich wird die Assoziationsdauer gemessen, nach neuerem Vorgehen dadurch, dass der Experimentator im Moment, wo er das Reizwort ausruft, auf einen Taster drückt, der den Zeiger eines Chronoskops in Bewegung setzt, und das in einen Trichter gesprochene Reaktionswort den Chronoskop automatisch hemmt. Diese Experimente sind als bescheidene, darum aber nicht unwichtige Anfänge zu betrachten. Die Bedingungen des Versuchs und des lebhaften Gesprächs sind nicht dieselben, da beim Experiment mit isoliertem Material gearbeitet wird, während die wirkliche Rede durch den Gesprächsinhalt eine viel kompliziertere Vorstellungskonstellation erzeugt. Trotzdem verläuft der Prozess ähnlich, wie wir zum Beispiel daraus ersehen, dass Thumb und Marbe durch das Wort *schwer* das konträre *leicht* und umgekehrt erzielen, und dass sich im Romanischen *gravis* unter dem Einfluss von *levis* zu *grevis* umlautet: altfranzösisch *grief* und *lief*. Einige Resultate von Thumb und Marbe sowie ihren Nachfolgern sind recht bemerkenswert, zum

Beispiel, dass bei Kindern die Assoziationen stärker auseinander gehen als bei Erwachsenen, und dass sie längere Zeit in Anspruch nehmen, also weniger fest sind. Ferner dass die festesten Assoziationen wie Vater — Mutter auch die raschesten sind. Es ist dringend zu wünschen, dass die experimentelle Methode, die in der äussern Sprache schon so glänzende Resultate erzielt hat, mehr und mehr unsere grosse Unkenntnis der psychischen Sprachprozesse aufhelle. Den Hohn und die starke Ablehnung, die diese Experimente vonseiten einiger Philologen erfahren haben, verdienen sie wirklich nicht.

(Schluss folgt.)

ZÜRICH.

PROF. LOUIS GAUCHAT.



## ZUM NEUEN TAVEL<sup>1)</sup>.

„Eine gute Kritik beweist nichts gegen den Wert eines Kunstwerks“. Wenn aber eine Dichtung Gedanken weckt, die weiter gehen und in scheinbarer Ferne verlaufen, so beweist das auch dann nicht wenig für ihren Wert, wenn die Erwägungen nicht eine lückenlose Lobeserhebung bilden, die ja ohnehin mangels aller Kontraste von vornherein ungeniessbar bleiben müsste.

Wer freilich ästhetisches Geniessen und denkendes Besinnen auf den gebotenen geformten Stoff nicht vereinigen kann, wer also auf die Einheit seiner Einzelerlebnisse verzichtet, sei hiermit selbstlos vor dieser Untersuchung gewarnt. Man hat ja wirklich die Pflicht, sich allem nutzlosen Ärger zu entziehen.

Seit Rudolf von Tavel von seinen dramatischen Arbeiten, die in Bern durch Liebhaber-Aufführungen bekannt geworden sind, sich zur Novelle gewandt hat, bewunderten wir in ihm einen unserer gemütvollsten, lebenswürdigsten und formell tüchtigsten Humoristen. Mit mehr als bloss sentimentalem Lokalpatriotismus, mit ernster Freude sah man durch ihn das alte Berndeutsch, dessen Reinheit durch die Grenzverwischung immer fraglicher wird, eine ebenso einfache wie reiche und anschauliche Mundart,

---

<sup>1)</sup> Der Stern von Bubenberg. Bern, A. Francke, 1907.